

3

Es war bereits dunkel, als ich vor dem Haus ankam. Die Straßenlaternen warfen ein mattes Licht, das kaum bis zum Boden reichte. Die Mülltonnen standen wie Soldaten in Reih und Glied auf der Straße, damit sie am nächsten Morgen geleert werden konnten. Im Gegensatz zu der Gegend, in der ich wohnte, war hier alles sauber und gepflegt. Als würde jemand statt seines Hundes einen Staubsauger spazieren führen. Ich stellte das Fahrrad in dem Ständer vor der Bäckerei ab und schloss die Haustür auf.

»Hallo? Ich bin's«, rief ich.

Auf dem Tisch im Wohnzimmer standen Weinflaschen, Bierflaschen, Cognac und Korn. Billiges Zeug von Aldi. Papiertüten von Lieferando neben Hosen, Hemden und Socken, Zeitungen und Papiertaschentüchern. *Mein Vater hat ein Sexleben gehabt*, dachte ich und wunderte mich, dass ich mich darüber wunderte. Auf dem Sofa lag eine Bettdecke, die Ränder waren grau. Ich stieg die knarrende Treppe hinauf, um im Schlafzimmer nachzusehen. An der Garderobe im Flur hing sein alter Wintermantel. Schuhe lagen kreuz und quer verteilt. Verfäulte Blätter und Schmutz von Spaziergängen bedeckten den Fußboden. Im Schlafzimmer roch es muffig nach altem Mann und schimmlichen Wänden. Als hätte er seit Wochen weder geduscht noch gelüftet.

»Papa?«

Wenn er nicht in der Wohnung war, blieb noch die Backstube. Um diese Uhrzeit? Ich eilte die Treppe wieder runter, rutschte auf der vorletzten Stufe aus und konnte mich gerade noch am Geländer festhalten, bevor ich lang hinschlug. Die Tür zum Verkaufsraum stand offen, was ungewöhnlich war, weil er eigentlich darauf bestand, alle Türen zu schließen, damit die Wärme nicht entweichen konnte. Licht musste gelöscht werden, sobald man einen Raum verlassen hatte. Atmen war nur in Ausnahmefällen erlaubt, und dann auch nur ein Mal pro Minute. Ich blieb kurz stehen. Es roch unangenehm, als wäre ein Abfluss verstopft. Ein kalter Hauch wehte über meinen Nacken.

»Hallo?«

Immer noch keine Antwort. Ich durchquerte den Verkaufsraum und ging nach hinten in die Backstube. Dunkel. Lediglich das Deckenlicht warf einen kümmerlichen Schein in seine heilige Hölle. Und dann sah ich ihn. Er trug die übliche grau karierte Bäckerhose, die an ihm festgewachsen zu sein schien, und ein weißes T-Shirt. Er stand auf Zehenspitzen. Grinste er mich an?

»Papa?«, sagte ich. »Was machst du da?«

Noch während die letzten Buchstaben über meine Lippen stolperten, sah ich, was er machte. Er stand nicht auf Zehenspitzen, er hatte sich einen Strick um den Hals gelegt. Ein Seil, so dünn, dass ich es im ersten Moment übersehen hatte. Hinter ihm lag ein Stuhl auf die Seite umgekippt. Sein Körper war wie in einem Krampf erstarrt. Die Arme waren zur Seite gestreckt, die Finger gespreizt, die Zunge schaute

blau zwischen den Lippen hervor wie ein Tier, das aus ihm herauskriechen will. Die Augen, als wollten sie ihre Höhlen verlassen. Schaum auf den Lippen. *Er hat sich das Leben genommen. Er hat sich erhängt. Und ich stehe hier, halte die Luft an, bin unfähig, auch nur einen Schritt zu machen. Der Boden unter mir bewegt sich, die Wände neigen sich gegeneinander. Es ist nicht wirklich. Es kann nicht wirklich sein*, dachte ich. Denn irgendetwas stimmte hier nicht. Irgendetwas in diesem Bild war falsch. Aber was? Zuerst sah ich es nicht. Doch dann. Blinzelte er? Ja, er blinzelte tatsächlich! Das hieß, er lebte! Ich stürzte auf ihn zu, umfasste ihn an der Hüfte, hob ihn hoch, damit der Druck des Seils auf seinen Hals nachließ.

»Was machst du?«, schrie ich. »Bist du verrückt geworden?«

Er sah mich an, ein eigenartiger Aufruhr in den Augen. Dann hob er die Arme, legte die Hände auf meine Schultern, als wollte er sich abstützen. Aber im nächsten Moment merkte ich, dass er sich nicht abstützte, sondern mich von sich wegschob. Die Füße traten nach mir. Die Knie stemmten sich gegen meine Brust. Er schlug nach mir, traf mich im Gesicht.

»Hör auf!«, schrie ich ihn an.

Ich drehte den Kopf weg. Trotzdem trafen mich seine Fäuste immer wieder. Die Nase, die Wangen, den Hals. Um seinen Schlägen zu entgehen, musste ich ihn drehen und von hinten hochhalten. Dabei merkte ich, dass seine Hose feucht war. Er hatte sich vollgepinkelt und dem Geruch nach auch eingeschissen. Die Feuchtigkeit drang durch meinen Pullover, ich spürte die warme Nässe. Und die ganze Zeit zappelte er hin und her, griff nach hinten, fasste meine Haare und zog daran. Er wollte nicht gerettet werden. Er wollte sterben.

Meine Arme wurden schwer. Lange würde ich ihn so nicht mehr halten können. Irgendwie musste ich versuchen, das Seil zu lösen. Ich zog mit dem rechten Fuß den Stuhl herbei, kletterte darauf. Mit der linken Hand hielt ich ihn am Gürtel hoch. Aber es gelang mir nicht, den Knoten am Wasserrohr mit einer Hand zu lösen. Was jetzt?

Neben dem Ofen lag ein Messer. Damit ritzte er normalerweise die Oberseite der Brötchen ein. Ich ließ ihn los. Ein krächzendes Röcheln entwich seinem Mund, weiße Blasen quollen zwischen den Lippen hervor, seine Augen traten wieder aus den Höhlen. *Beeil dich, Georg*. Vom Stuhl heruntersteigen. Das Messer greifen, zurück auf den Stuhl. Das Seil war zwar dünn, aber fest, und ich musste eine Weile sägen, bis ich es durchtrennt hatte. Dann endlich stürzte er zu Boden und ich mit ihm. Ich raffte mich schnell auf und konnte endlich seinen Hals aus der Schlinge befreien. Er riss den Mund auf, sog die Luft ein, hustete, zuckte krampfend.

»Warum hast du das gemacht?«, fragte ich.

Er packte mich an den Haaren, zog mich zu sich heran, sein Mund nahe an meinem rechten Ohr. Er krächzte irgendetwas, das ich nicht verstehen konnte.

»Was sagst du?«

Er hob den Kopf, seine Lippen berührten meine Ohrmuschel.

»Wieso ... hast du ... so lange ... gebraucht?«

»Ich wusste doch nicht, dass du dich umbringen willst«, sagte ich.

Er ließ meinen Kopf los, sah mich an. Entsetzt, wütend, als würde er die Schuld von siebenundzwanzig Jahren auf mich türmen. Dann knallte sein Kopf auf den Boden, und er schloss die Augen.

»Papa!«

Ich rüttelte an seinen Schultern, schlug ihm auf die Wangen, schrie ihn an. Ich hatte keine Erfahrung mit Selbstmordversuchen. Ich wusste nicht, was der Entzug von Sauerstoff anrichtet, wie lange es

dauert, bis das Gehirn irreparable Schäden erleidet, und wie ich in irgendeiner Weise Erste Hilfe leisten konnte. Aber ich erinnerte mich dunkel an den Kurs, den ich während der Führerscheinprüfung ablegen musste. Darin war uns gesagt worden, dass wir zuerst den Selbstschutz berücksichtigen sollten, was hier aber nicht nötig war, da er aufgehört hatte, nach mir zu schlagen. Danach musste überprüft werden, ob die betroffene Person bei Bewusstsein war. Gegebenenfalls sollte man laut um Hilfe rufen. War die Person nicht bei Bewusstsein, sollte man überprüfen, ob sie überhaupt noch lebte. Das konnte man feststellen, indem man die Atmung kontrollierte.

Ich ging das Prozedere so ruhig wie nur möglich an. Griff unter seine Schultern, hob meinen Vater leicht hoch, neigte seinen Kopf nach hinten und hielt das Kinn fest. Der Brustkorb bewegte sich. Das war schon mal gut. Ich hielt das rechte Ohr über seinen Mund und spürte seinen schwachen Atem. Er lebte noch. Ich wählte die 112.

Keine fünf Minuten später hielt der Notarztwagen des Roten Kreuzes vor der Bäckerei. Mein Vater wurde beatmet und in den Krankenwagen verladen. Ich durfte ihn auf der Fahrt in die Klinik begleiten. Saß neben der Liege, auf der er festgeschnallt war, und wagte nicht, seine Hand zu nehmen. Der Arzt sagte, er würde durchkommen. Ich nickte. Es war seltsam. Obwohl ich so oft wütend auf ihn gewesen war, ihm manchmal die Pest an den Hals gewünscht hatte, berührte mich der Satz. Und plötzlich schlich sich eine tiefe Angst an. Es war, als würde jemand nach meinem Herz greifen und es zusammendrücken. Ich senkte den Kopf, weil ich nicht wollte, dass der Arzt sah, wie mir die Tränen in die Augen schossen.

Auf dem Boden des Krankenwagens lag ein Brief von der Deutschen Bank. Er musste meinem Vater aus der Hosentasche gefallen sein.

4

Vor einer Stunde hätte das Konzert beginnen sollen, und die Polizeiführung überlegte immer noch, ob es nicht das Beste wäre, die Veranstaltung komplett abzusagen. Statt dreißigtausend zugelassenen Zuschauern befanden sich inzwischen mehr als fünfundvierzigtausend im Rudolf-Harbig-Stadion. Der Ort war zu einem Pulverfass geworden, und ein einziger Funke würde genügen, damit die Situation eskalierte. Viele Fans waren betrunken, auf den Rängen wurden die Sitze aus den Verankerungen gerissen, hie und da fingen Besucher an, sich zu prügeln. Die Alternative war kaum weniger riskant. Götz musste rausgehen, sich ans Klavier setzen, seine Fans beruhigen und das Konzert halbwegs kontrolliert über die Bühne bringen. Es war ja nicht das erste Mal, dass sie gründlich durchdrehten. Das konnte er schaffen. Aber er fragte sich, ob er sie diesmal nicht einfach laufen lassen sollte. Sie nicht beruhigen, wie er es sonst immer tat. Er wollte es spontan entscheiden, sobald er auf der Bühne stand.

»Eine Bande unfähiger Idioten«, schimpfte er, als er von der Besprechung zurück in seine Garderobe ging, wo eine Reporterin von der *Sächsischen Allgemeinen* auf ihn wartete. Sie hatte es in dem Tohuwabohu geschafft, bis zu ihm vorzudringen. Dass sie erst fünfundzwanzig war, blond und durchaus hübsch zu nennen, hatte erheblich geholfen. Mit einem Zwinkern hielt sie ihren Kameramann an, immer auf den Superstar draufzuhalten. Das war nicht besonders schwer, weil der Raum nur etwa zwölf Quadratmeter groß war und Götz der Kamera kaum entweichen konnte.

»Ein Jahr haben die Zeit gehabt, das Konzert zu organisieren. Ein Jahr! Und trotzdem endet es im Chaos«, knurrte Götz. Er war außer sich, während er versuchte, in seine schwarzen Cowboystiefel zu schlüpfen. Ausgelatschte Boots, die er schon so oft hatte reparieren lassen, dass fast nichts mehr daran original war.

»Aber da sind sie nicht die Einzigen«, schimpfte er. »Angefangen bei der Kanzlerin bis zu dem letzten unfähigen Volltrottel auf irgendeinem Bürgermeistersessel in irgendeinem Provinzkaff geben sie sich alle Mühe, das Land zu ruinieren. Und wie machen sie das?«

Er sah die Reporterin fragend an, woraufhin ihre Gesichtsfarbe von Blass zu Hellrot wechselte. Sie war noch neu in dem Geschäft, und das hier war ihre erste große Reportage. Und dann auch noch mit Götz Wolf. Sie legte eine blonde Strähne hinter das rechte Ohr, schob ihre Brille zurecht und wollte gerade zu einer Reihe von Ähs ansetzen, als Götz die Frage selbst beantwortete.

»Indem sie zuallererst sich selbst versorgen, dann ihren Freunden Posten zuschanzen und nach ihrer Amtszeit bei den Unternehmen anheuern, denen sie vorher die Kohle bis zum Anschlag hinten reingeschoben haben. Währenddessen verlieren Millionen ihre Jobs, gehen mit ihren kleinen Geschäften pleite, fliegen aus ihren Wohnungen. Wann wart ihr beiden zuletzt am Bahnhof?«

Er deutete abwechselnd auf die Reporterin und den Kameramann.

»Ich vor einer Woche. Da bin ich nach Paris gefahren«, sagte die Reporterin stolz.

Götz zog den Bauch ein, damit er den obersten Knopf seiner Jeans zumachen konnte.

»Das meine ich nicht. Hast du dir mal die Caritas am Bahnhof angesehen? Ich bin vorhin da vorbeigefahren. Da hängen jetzt nicht mehr nur die Penner rum. Da sind Frauen mit Kinderwagen, Schüler, Männer in Anzügen, Alte, Junge. Die stehen da mit gesenkten Köpfen und verschämten Blicken und warten auf einen Teller Suppe, ein Stück Brot und einen Becher Tee.«

Das Bild hatte ihn zuerst gerührt und dann wütend gemacht. Weil niemand sich um sie kümmerte, weil man sie alleinließ. Wer wollte den Leuten verübeln, dass sie stinksauer waren. Dass sie die Schnauze voll hatten und sich den Radikalen zuwandten, bei Demonstrationen anfangen zu plündern. Keine Klamotten, keine Elektronik, sondern Essen!

»Interessiert das jemanden?«

»Ja«, sagte die Reporterin, »dich ... ich meine Sie. Sie haben so viele tolle Lieder, die den Menschen Mut und Hoffnung machen.«

»Blödsinn. Lieder, Musik, was ändert das denn? Ich mache das seit zwanzig Jahren. Und hat sich was gebessert?«

Wieder so eine rhetorische Frage, auf die die Reporterin keine Antwort wusste.

»Ich bin doch nur der Clown, der Pausenfüller zwischen den großen Nummern, bei denen wir alle in den Arsch gefickt werden. Ich singe vom Leben der einfachen Leute, und alle jubeln mir zu. Dabei bin ich nicht besser als das verdammte Fernsehen, die blinkenden Shoppingmalls und die öden Skandale in den Zeitungen.«

Das Gebrülle aus dem Stadion drang bis in die Garderobe herein. Götz hielt kurz inne, als er das Hemd zuknöpfte. Noch fünf Minuten.

»Ihr müsst jetzt gehen«, sagte er. »Vielleicht sehen wir uns noch nach dem Konzert.«

Er schickte die Reporterin und ihren Kameramann aus der Garderobe, konzentrierte sich, versank für ein paar Minuten in einer Instant-Meditation. Dann war er bereit. Ließ sich von der Tourmanagerin durch die endlosen Gänge führen. Der Lärm war die Navigation. Vorbei an den Mitarbeitern, die für die Backstage zuständig waren. Ein Vorhang wurde beiseitegeschoben. Götz Wolf trat auf die dunkle Bühne hinaus, der Suchscheinwerfer erfasste ihn, und während er zum Klavier ging, rollte ein Sturm der Begeisterung wie ein Tsunami über die Bühne. Fünfundvierzigtausend, dicht gedrängt wie ein einziger Körper, schrien sich die Seele aus dem Leib. Die Absperrgitter, einen Meter von der Bühnenkante entfernt, ächzten und klapperten. Ordner hatten alle Hände voll zu tun, die Meute in Schach zu halten. Hoben die Ohnmächtigen aus der Menge und übergaben sie den Sanis.

Götz saß unterdessen unbeweglich auf dem Klavierhocker. Den Kopf leicht gesenkt, die Hände im Schoß gefaltet. Im Licht des goldgelben Scheinwerfers sah er aus wie der Held eines Superheldenfilms. Er war fast zwei Meter groß, leicht übergewichtig, blond wie ein Siegfried, Locken bis zu den Schultern. Blaue Augen, eine kleine, filigrane Nase und darunter volle, sinnliche Lippen. Er trug ein weißes Hemd, dessen Ärmel er bis über die Ellbogen hochgekrempelt hatte. So wartete er bei jedem Konzert, bis die Menge sich beruhigte. Das konnte schon mal ein paar Minuten dauern. Aber er fing nicht an, bevor es absolut still war. Dann legte er die Hände auf die Tasten.

Auf der Playlist standen fünfundzwanzig Songs. Zuerst der aktuelle Hit *Die Heldin*. D-Dur, einzelne Töne mit der rechten Hand wie Perlen an einer feinen Schnur. *Sie ist die Heldin aus den stolzen Träumen, das Fühlen, das Lachen und das Fliegen / Auf dem Weg in den Himmel auf Erden und das Lied vom Fallen und Liegen*. Es begann leise, fast schüchtern und steigerte sich zum Ende hin zu einem gewaltigen Crescendo, indem er